

Birgit Weidinger (Hrsg.)

Warum ist die Leberwurst beleidigt?

Birgit Weidinger (Hrsg.)

Warum ist die Leberwurst beleidigt?

Sprichwörter und Redensarten –
und was dahintersteckt

Bassermann

Inhalt

Vorwort	9
<hr/>	
Kapitel 1: Himmel und Hölle	11
<hr/>	
Und dann hat es Bum gemacht	13
Wurzelhafte Begnadung	16
Moses zürnt	18
Über den Wolken	20
Auf in den Kampf	22
Einer muss der Dumme sein	24
Die Zukunftsgaranten	26
<hr/>	
Kapitel 2: Wer's glaubt ...	29
<hr/>	
Im Zwischenlager	31
Familienbande	33
Das Unheil wegsputzen	35
Ein armseliger Mensch	37
Dunstan besiegt Bocksfuß	39
Wider bösen Zauber?	41
Schlimm wie die Pest	43
<hr/>	
Kapitel 3: Allerhand Leut'	47
<hr/>	
Blau am Strand	49
Das Gscheidhaferl	51
Geliebte Sumpfgurke	53
Warten auf Heidi	55

Wenn Affen gaffen	57
Schön wie am ersten Tag	59
Die Absteiger	62
<hr/>	
Kapitel 4: Zahlenspiele	65
<hr/>	
Kram unterm Christbaum	67
Zwielichtige Kneipe	69
Wes das Herz voll ist ...	71
Altes Ei, neues Ei	73
Gesäß mit Ohren	76
Dreikäsehoch	78
Jupiter zählt mehr	80
<hr/>	
Kapitel 5: Bodyparts	83
<hr/>	
Fest! Fester! Autsch!	85
Ertrinken, versinken	87
In der Hitze der Nacht	89
Zugabe! Zugabe!	91
Vernarrt ins Rundliche	93
Eine kleine Hirnmusik	95
<hr/>	
Kapitel 6: Was es noch alles gibt	99
<hr/>	
Jipp her mit die Geschenke	101
Schlüssellockkunde	103
Zahn und Wahn	105
Per tutti	107
Die Poesie des Gänserichs	109
Eine Viertelstunde zu spät	111
Müllbeseitigung	113
Sprenker Stimmstummel	115
Die Nase nach oben schnäuzen	117
Hasloche un Broche	120

Kapitel 7: Könner und Macher **123**

Des Dichters Klage	125
Ferkel und Schweine	127
Des Teufels Spießgeselle	129
Geheimnisträger	131
Vom Reiz des Kehlbalkens	133
Ein Loch ist im Eimer	135
Und die Luftmaid ging dahin ...	137
Singt, liebt und gewinnt	140

Kapitel 8: Tierleben **143**

Die Sünderinnen	145
Kein Speck, kein Pelz	147
Frühlingsgefühle	149
Ein dummer Freund	151
Nürnberger Spezialität	153
Knollenschnabel	155
Des Teufels Abgesandte	157
Süßer war er nie	159
Dumpfer Donner	161
Der Regenrufer	163
Im Wasser	165
Der Vogel trägt keine Hosen	168
'nei und Frieden	171

Kapitel 9: Lecker, locker **175**

Alles Quatsch	177
Zum baldigen Verzehr	179
Blut und Glut	181
Brecheisen im Moos	183
Im Aquarium	185
Der Dreh beim Fliegen	187
Vordermänner	189

Cicerum italicum	191
Geschissene Gottesgabe	193
Was Royals schmeckt	195
Zug-Zwänge	197
Löffel für Löffel	199
Ins Auge gespuckt	202

Vorwort

Wer hatte das erste Wort? Und wann wurde es gesprochen? Zahllos sind die Theorien über die Anfänge unserer Sprache. Hat sie sich aus spontanen Äußerungen von Schreck, Freude, Schmerz entwickelt, hat sie Geräusche aus der realen Welt aufgenommen? Welche Rückschlüsse erlaubt uns die Beobachtung von Kindern, die sprechen lernen? So viel ist klar: Alle Sprachen wollen Sachverhalte beschreiben oder Gedanken mitteilen. Das tun sie auf ebenso unterschiedliche wie reichhaltige Art und Weise.

Dieser kleine Band greift eine der unerschöpflichen Varianten des Sprachreichtums auf, die Redewendung im weitesten Sinn. Hierzu zählen wir auch die sprichwörtlichen Redensarten, bildkräftige Ausdrücke in Einzelwörtern und Schlagwörter. Sie alle sind Gegenstand von „Fragen unserer Leser“. Die Neugier und die Lust, über oft merkwürdig oder unverständlich klingende Wendungen Auskunft zu erhalten, bringt uns jede Woche briefliche Anfragen, E-Mails, ab und zu auch telefonische Erkundigungen aus der ganzen Republik – und immer wieder auch die Bitte um Herausgabe dieser Fragen in Buchform. Voilà: Hier ist nachzulesen, wo der Bart(h)el den Most holt, warum es nicht heißt „oans, zwoa, droa, gsuffa“, wieso die Vier auf den Zifferblättern der Kirchenguhren oft so merkwürdig aussieht und was ein „Treppenwitz der Geschichte“ bedeutet. Warum hat der allseits geläufige und gewünschte „gute Rutsch“ zum neuen Jahr nichts, aber auch gar nichts, mit winterlicher Eisglätte zu tun? Woher stammt das absonderliche Wort „Menkenke“?

Unter Einbeziehung möglichst vieler Quellen forschten die SZ-Autoren im Dickicht der Spuren. Am Ergebnis soll der Leser seinen Spaß haben, es soll ihm ein Licht aufgehen, wenn er in den neun Kapiteln blättert, die sich mit Lebens-, Arbeits- und Gemütszuständen aller Art befassen – dann freut er sich hoffentlich wie ein Schneekönig.

Birgit Weidinger

1.

Himmel
und Hölle

Und dann hat es Bum gemacht *Herr Friedrich Schäfer aus München möchte wissen: „Was war eigentlich vor dem Urknall?“*

Sehr geehrter Herr Schäfer,

seit Kopernikus ist die Erde nicht mehr das Zentrum des Alls; seit Darwin sind wir selbst nur ein Glied in einer langen Kette der Evolution; und seit Freud wissen wir, dass wir nicht einmal Herr im eigenen Hause sind. Und jetzt wollen Sie wissen, was vor dem Urknall los war bei uns hienieden ...

Eine große Frage, die schon deshalb so schwer zu beantworten ist, weil wir trotz intensiver Recherche keine Zeitzeugen oder sonstigen Informanten ausfindig machen konnten, die uns glaubwürdig hätten berichten können von den fragwürdigen Schöpfungsvorgängen, bei denen es sich möglicherweise um eine Frühform der heutigen Chaostage handelt. Auch das Studium der einschlägigen Fachliteratur war wenig ergiebig, weil dort zwar allerlei über Gammastrahlen, das Plancksche Quantenprinzip und Schwarze Löcher zu erfahren ist, aber nichts über Ihren besonderen Kasus.

Wenn wir Sie richtig verstehen, Herr Schäfer, wollen Sie ja nicht wissen, was war, als alles begann. Das allein wäre schon eine harte Nuss. Sie wollen wissen, was vorher, vor dem Anfang war. Da klappt bei den empirisch operierenden Naturwissenschaften naturgemäß eine Wissenslücke. Auch die Urknalltheorie ist ja nur ein Erklärungsversuch. Demnach wurde durch den Big Bang das All vor vielen, vielen Monden aus dem Nichts geboren – musikalisch begleitet wahrscheinlich von einer höl-

lich lauten Ursonate – und dehnt sich seither permanent aus. Aber seien wir ehrlich: Eine unendliche Ausdehnung ist so wenig vorstellbar wie ein unendlicher Raum. Wenn es einen Big Bang gab, so die weitere Annahme der Kosmologen, wird es einmal auch einen Big Crunch geben müssen, den großen Zusammenbruch des Alls, der zur Folge hat, dass dann ein neues Weltall entsteht, rätselhaft und dunkel wie das alte. So gesehen könnte es also auch sein, dass die Berechnungen des wackeren anglikanischen Prälaten Ussher aus dem 17. Jahrhundert zutreffen, wonach die Welt am 23. Oktober 4004 v. Chr. geschaffen wurde.

Merken Sie, verehrter Herr Schäfer, wie wir uns bei aller Spekulierlust allmählich zu verzetteln beginnen? Wie wir uns im Kreis drehen? Es kann also kein Zufall sein, dass sich schon die alten Griechen (Aristoteles, Eratosthenes) das Universum als riesengroße Kugel vorstellten. Dieses Bild hat nicht nur den Vorteil, dass man in einer hohlen Kugel allerlei unterbringen kann (Milchzähne, Milchschnitten, Milchstraßen), es bietet auch eine Lösung für das Unendlichkeitsproblem: Fährt man nämlich entlang der Kugelgrenze, gerät man nicht ins Unendliche, man kommt vielmehr nach einiger Zeit wieder zum Ausgangspunkt zurück. Deshalb sympathisierten auch die seefahrenden Entdecker mit der Vorstellung von der Erdkugel, weil Hoffnung auf Rückkehr bestand: Man kippte mit seinem Schiff nicht einfach ins Bodenlose, wie es das Scheibenbild glauben machte.

Aber auch die Theorie des gekrümmten Raumes, der sich nur krümmt, weil es darin Zeit und Bewegung gibt, löst unser Problem nicht. Sie verschiebt es bloß – hinein ins Reich der Hirnforschung, wo man sich gar sehr damit abplagt, eine Brücke zu schlagen von der Materie zum Geist, etwa dadurch, indem man sich mit der Entstehung der Welt im Kopf beschäftigt. Was aber – stecken doch womöglich in den zwölf Milliarden Neuronen, aus denen das menschliche Gehirn besteht, nicht weniger

Rätsel als in den zwölf Milliarden Jahren, die seit dem Urknall vergangen sein sollen – vor allem wieder viel Verwirrung stiftet. Um es abzukürzen, verweisen wir jetzt auf den Weltenerklärer Newton, der das Universum nach langer Grübelelei schlussendlich als *Leib Gottes* (sensorium dei) bezeichnete. Und auf den Unschärfespezialisten Botho Strauss, der das schöne Wort von der *Beginnlosigkeit* erfand, um uns ein Vorgefühl von Ewigkeit und Unsterblichkeit zu geben.

Solche schwer ins Metaphysische lappende Verweise sind es auch, die uns ermutigen, ein Szenario für nicht ganz undenkbar zu halten, wie es auf der anfangs gezeigten Illustration zu sehen ist: Kurz vor dem Urknall haben sich alle, die schon da waren, die Ohren zugehalten. Sie halten das für Humbug? Aber schön, dass wir mal darüber gesprochen haben, Herr Schäfer! Und denken Sie immer an Herbert Achternbuschs erkenntnistheoretischen Grundsatz: „Nix ist besser als gar nix.“

von Sven Siedenber

Wurzelhafte Begnadung *Gisela und Leo Baumann aus Erlenmoos sind irritiert von der „Unbefleckten Empfängnis“*

Liebe Frau Baumann, lieber Herr Baumann,

dass Sie mit Ihrer Irritation nicht allein stehen, ist zwar kein echter Trost, aber wo die Mehrheit einen theologischen Terminus nicht versteht, sollte man sich auch nicht allzu sehr grämen, wenn man dieser Mehrheit angehört. Im Grunde hat es sich die Katholische Kirche selbst zuzuschreiben, dass die Leute bei der Unbefleckten Empfängnis spontan an etwas Unsauberes denken. Indem sie das Sexuelle fast panisch mit Schweinischem in Verbindung brachte, schuf sie ideale Voraussetzungen für Missverständnisse.

Vorweg: Eine befleckte Empfängnis als Pendant zur unbefleckten gibt es nicht. Das erleichtert den Zugang jedoch so wenig wie der Hinweis im alten *Schott*, Maria lade uns in der poetisch schönen, aber sachlich eher vagen Lesung ein, „uns an den süßen Früchten ihrer Begnadigung“ zu laben. Im Kern geht es bei der Unbefleckten Empfängnis darum, dass Maria, die Mutter Jesu, vom ersten Augenblick ihrer eigenen, sie selbst ins Dasein führenden Empfängnis frei war von jeglichem Makel der Erbsünde, immaculata. Die Erbsünde aber ist, Sie wissen es sicher, die durch Adams und Evas Sündenfall bewirkte angebotene Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts.

Nun sind viele Durchschnittsgläubige der Ansicht, dass die Geburt Jesu auch ohne unbefleckte Empfängnis Mariä eine feine Sache gewesen wäre. Die Theologie hatte in diesem Punkt

freilich früh den Ehrgeiz, ein größeres göttliches Konzept sichtbar zu machen respektive erst zu entwickeln. Die biblische Grundlage dafür fand man in Texten, die sich mit der im Mutterleib anhebenden Berufung etwa von Propheten befassten und daher höchlich geeignet waren, einen *erwählend zurüstenden und befähigenden Ratschluss Gottes* zu konstituieren. In der Folge war viel von Reinigung durch den Heiligen Geist die Rede; Augustinus forderte um der Heiligkeit Christi willen die Heiligkeit auch der Mutter.

In Fachbüchern kann man viel Schönes über die Sache lesen, etwa dass Anselm von Canterbury die Heiligung Marias als „wurzelhafte Begnadung“ begreift, als „auf Gott hin unbeschwert offenes Herz wie bei den Stammeltern am Schöpfungsmorgen“, wohingegen Duns Scotus von „vorausgreifender Erlösung“ spricht. Sixtus IV. führte 1477 das entsprechende Fest ein (8. Dezember); er war es auch, der den Streit zwischen Immaculisten und Maculisten dahingehend beendete, dass beide einander nicht mehr irrgläubig schimpfen durften. 1854 erhob Pius IX. mit der Bulle *Ineffabilis Deus* die Unbefleckte Empfängnis zum verbindlichen Glaubensgut. Das hat nichts daran geändert, dass die meisten Gläubigen dabei nach wie vor weniger an die Freiheit Mariens von der Erbschuld denken als vielmehr an die Zeugung Jesu durch den Heiligen Geist und ähnlich Mysteriöses.

von Hermann Unterstöger

Moses zürnt

Detlev Wilmanns aus Kaarst interessiert, woher der Ausdruck „sitzt da wie ein Ölgötze“ stammt

Sehr geehrter Herr Wilmanns,

warum haben Sie uns nicht nach dem Ölprinzen gefragt? Das wäre doch viel einfacher gewesen. Karl Mays gleichnamiger Roman hätte uns in den Wilden Westen und beiläufig auf Sam Hawkins gebracht, und mit dessen „Hi, hi, wenn ich mich nicht irre!“ wäre diese Kolumne so gut wie geschrieben gewesen.

Der Ölgötze ist aber ein ganz anderes Kaliber. Nach einer Volksetymologie leitet sich der Ö. von den Jüngern am Ölberg ab, die, wie Sie sich erinnern, nicht einmal eine Stunde wachen konnten, während Jesus seinen Vater im Himmel anflehte, er möge doch diesen Kelch an ihm vorübergehen lassen. Nein, die drei Jünger zogen es vor zu schlafen, und so fand sie Jesus, starr und steif. Weshalb untätige Werk tätige in den katholischen Provinzen Deutschlands gern als Männer bezeichnet werden, die herumlungerten *wie die Jünger am Ölberg*. Sie ahnen, sehr geehrter Herr Wilmanns, dass es wieder mal auf das Schisma hinausläuft, auf die Kirchentrennung zwischen evangelisch und katholisch. Unser trusty Grimm gibt sich mit der Volksetymologie nämlich nicht zufrieden. Dem *Wörterbuch der aufrechten Brüder* zufolge ist der Ö. ein mit Öl bemaltes Götzenbild. In der Reformationszeit – jetzt kommt’s! – soll der Ö. als „spottwort gegen die holzbilder der katholiken, auch gegen die anbeten derselben, sowie gegen die mit dem heiligen öl geweihten katholischen priester gebraucht“ worden sein. Luther, Zwingli,

Calvin und die anderen Neuerer sahen in den vielgestaltigen Heiligenbildern, um die sich das Volk scharte, zu Recht Überreste heidnischer Vielgötterei.

Über die hatte sich schon Moses echauffiert, als er mit seinen Zehn Geboten vom Berg Sinai kam und das Volk um ein goldenes Kalb tanzen sah. Moses zerschmetterte die Gesetzestafeln auf der Stelle und anschließend das Götzenbild. Dieser heilige Zorn hat wenig genützt. Die armen, hilfsbedürftigen Menschen strichen noch manchen Holzprügel an, salbten richtige und falsche Priester und überließen sich weiteren olfaktorischen Irrtümern, aber ebenso verlässlich kam dann ein großer Säuberer, der mit dem Götzendienst aufräumte. Und damit, sehr geehrter Herr Wilmanns, ließe sich auch der andere Teil Ihrer Frage beantworten: Der Ö. sitzt stumm da wie ein Ö., weil er einem im Zweifel doch nicht hilft und alles Wehklagen, wenn nicht umsonst, so doch vergeblich ist. Das verbindet ihn mit jenem unsichtbaren Gott weiter oben, der schon immer allein selig zu machen versprach. Doch das ist eine andere Geschichte, auf die unseres Wissens weder Karl May noch die Brüder Grimm eine Antwort wissen.

von Willi Winkler

Über den Wolken

*Elke Gemeinhardt aus Erfurt
möchte wissen, was es mit dem
„Elfenbeinturm“ auf sich hat*

Liebe Elke Gemeinhardt,

Sie schreiben in Ihrem Brief, dass sich Ihr Büro „im achten Stock des einzigen zehnstöckigen Hochhauses auf dem Campusgelände der Uni Erfurt“ befindet. Sehr beneidenswert, bedeutet dies doch, dass Sie einen sonnendurchfluteten Arbeitsplatz haben und dass kein Baumgestrüpp Ihren ins Unendliche schweifenden Forscherblick – Sie sind ja Psychologin – je trübt. Zugleich ist dies ein Standortvorteil gegenüber all jenen, die ihre wissenschaftliche Arbeit in einem Erd- oder gar fensterlosen Untergeschoss verrichten müssen. Andererseits nimmt sich der achte Stock Ihres Elfenbeinturms recht bescheiden aus, vergleicht man ihn etwa mit dem leuchtturmartigen Verlagsgebäude der Süddeutschen Zeitung, das 28 Geschosse hat, mit Blick aufs Alpenglühen ...

Der Name *Elfenbeinturm* geht natürlich auf das aus Stoßzähnen von Elefanten, Mammuts, Nilpferden, Walrossen, Pottwalen oder Wildschweinen gewonnene Baumaterial zurück, sagt aber nichts über die Bedeutung des Begriffs aus, der einen schöpferischen Ort jenseits des Weltenlärms bezeichnet. Zu dessen Bewohnern zählen Wissenschaftler, Künstler und andere Intellektuelle, die sich in ihrer selbstgewählten Isolation wenig um Gesellschaft und Tagesprobleme kümmern, dies aber gelehrig und mit sittlicher Reinheit. Seinen Ursprung hat der Ausdruck im biblischen Hohen Lied (7, 5). In Luthers Bibelübersetzung